

Beitrag des Seminars „Friedensethik“ der Theologischen Fakultät der Universität Basel
unter Leitung von Prof. Dr. Christoph Stückelberger, Frühlingssemester 2008

Gewaltfrei Jugendgewalt und häusliche Gewalt überwinden

Inhalt

Einleitung	2
1. Problemstellung	2
2. Situationsanalyse: Gewalt und ihre Ursachen	3
2.1 Jugendgewalt	3
2.2 Häusliche Gewalt	5
3. Werteorientierung: Schalom und Gewaltfreiheit	6
3.1 Friede als Schalom und Eirene	6
3.2 Friede durch Problemerkennung und Verstehen	7
3.3 Friede durch Befreiung	7
3.4 Friede durch Gerechtigkeit	8
3.5 Friede durch Partizipation	8
3.6 Friede durch Strukturen der Sicherheit	8
3.7 Friede durch Inklusion	8
3.8 Friede durch verantwortungsvollen Umgang mit Macht	9
3.9 Friede durch Vergebung und Versöhnung	9
4. Handeln: Unrecht benennen und vergeben	10
4.1 Gewalt zur Kenntnis nehmen. Unrecht benennen	10
4.2 Opfer und Täter befreien	10
4.3 Neue Identität entwickeln	11
4.4 Vergebung ermöglichen	11
4.5 Macht verantwortlich einsetzen	12
4.6 Gerechte Ressourcenverteilung fördern	12
4.7 Gewaltüberwindung entprofessionalisieren	12
4.8 Fehlerfreundlichkeit zulassen	13
4.9 Bei sich selbst beginnen	13
Anhang	14

Einleitung

Zur Vorbereitung der Internationalen Ökumenischen Friedenskonvokation 2011 (IÖF) wurden theologische Fakultäten eingeladen, bis Mitte 2008 Impulse zu verschiedenen Themen zu erarbeiten. In der zweiten Hälfte 2008 soll ein erster Entwurf einer Friedenserklärung erarbeitet und 2009 den Mitgliedkirchen des ÖRK zur Stellungnahme unterbreitet werden. Aufgrund dieser Einladung wurde an der Theologischen Fakultät der Universität Basel im Frühlingsemester 2008 (Februar-Mai) ein Ethikseminar zum Thema „Ökumenische Friedensethik“ unter Leitung von Prof. Dr. Christoph Stückelberger durchgeführt. Dabei wurden die zwei Themen „Jugendgewalt, häusliche Gewalt und Kleinwaffen zuhause“ sowie „Kriege um natürliche Ressourcen“ bearbeitet. Normativ standen dabei biblisch-theologische und ethische Aspekte des Konzepts des gerechten Friedens und des christlichen Umgangs mit Gewalt und Gewaltfreiheit im Vordergrund. Die folgende Eingabe konzentriert sich auf den Themenbereich Jugendgewalt und häusliche Gewalt. Der Text wurde weitgehend von den Studierenden verfasst! Er ist eine Gemeinschaftsarbeit mit Textbausteinen verschiedener Studierender und ihrer Seminarreferate. Der Text ist aus der Perspektive kontextueller Theologie - im Kontext der Schweiz und ihrer Kirchen im Jahr 2008 und aus Sicht evangelischer Theologie - verfasst. Er will damit einen Impuls zu einer gemeinsamen Erklärung aus evangelischer Sicht vermitteln, ohne schon „das zu sagen, was wir gemeinsam ökumenisch sagen können“.

Verwiesen sei auch auf verschiedene Stellungnahmen, die der Schweizerische Evangelische Kirchenbund SEK, Mitglied des ÖRK, zum Teil ökumenisch oder durch Partner des SEK, sowohl zu Jugendgewalt wie auch zur häuslichen Gewalt im Rahmen der Dekade zur Überwindung von Gewalt erarbeitet hat:

http://www.sek-feps.ch/media/pdf/stellungnahme/Hausliche_Gewalt_de.pdf;

<http://www.sek-feps.ch/media/pdf/themen/menschenrechte/BegleitbriefULTIMODeutsch.pdf>).

Friedensarbeit spricht konkret in die jeweilige Zeit und Situation hinein, weiss sich gleichzeitig aber auch als Teil eines Prozesses, der vor ihr schon begonnen hat und nach ihr weitergehen wird. Friedensarbeit als Prozess weiss sich immer auch verbunden mit den Friedensereignissen, von denen sie historisch herkommt, beeinflusst ist und mit denen sie sich als Teil der eigenen Geschichte auseinandersetzen darf.

Unser Seminar zu Ökumenischer Friedensethik an der Universität Basel darf in diesem Zusammenhang an die erste Europäische Ökumenische Versammlung „Frieden in Gerechtigkeit“ an Pfingsten 1989 in Basel erinnern. Sie wurde von der Konferenz Europäischer Kirchen und der Konferenz Europäischer Bischofskonferenzen durchgeführt. Die wichtigen Erkenntnisse und Bekenntnisse der Teilnehmenden von 1989 sind zum Teil immer noch aktuell und sind Anspruch und Aufgabe an die Kirchen Europas. Im Anhang ist an ein paar friedensethisch weiterhin zentrale Anliegen dieser Versammlung erinnert.

1. Problemstellung

Gewalt in ihren vielfältigsten Formen ist bittere Realität und wird täglich millionenfach ausgeübt. Dabei sind Kriege und bewaffnete Konflikte wie im Nahen Osten fast täglich medial vermitteltes Ereignis. Demgegenüber steht die unmittelbare, in der Öffentlichkeit oft

kaum wahrgenommene Erfahrung von Gewalt, zum Beispiel als häusliche Gewalt in der eigenen Familie oder als Jugendgewalt im Freizeitbereich. Aus Sicht des christlichen Glaubens sind Menschen aufgerufen, Verantwortung für die Förderung des Friedens auf allen Ebenen, vom Nahbereich bis zur Weltpolitik, von der direkten zwischenmenschlichen bis zur indirekten strukturellen Gewalt, wahrzunehmen. Die folgenden Darlegungen beschränken sich dabei auf Gewalt im Nahbereich in Mitteleuropa, auf häusliche Gewalt und Jugendgewalt. Dabei stehen drei Leitfragen im Vordergrund:

Von welcher Wahrnehmung und Analyse dieser Gewalt gehen Christen/Kirchen aus?

Welche Werte sollen Christen/Kirchen leiten, um diese Gewalt zu überwinden?

Welche Konsequenzen für das Handeln ergeben sich daraus?

2. Situationsanalyse: Gewalt und ihre Ursachen

2.1 Jugendgewalt

Sowohl Statistiken wie auch die allgemeine Wahrnehmung zeigen, dass in Westeuropa die Gewalt unter Jugendlichen zugenommen hat und härter und brutaler geworden ist. Von den erfassten Jugenddelikten in der Schweiz machen die Vermögensdelikte (Diebstahl, Raub) rund die Hälfte aus, körperliche Gewaltdelikte und Delikte gegen die Freiheit (Drohung) etwa 15 Prozent, Delikte gegen die sexuelle Integrität unter zwei Prozent, Drogendelikte 15 Prozent. Gewalt wird in der öffentlichen Wahrnehmung und Diskussion vor allem mit ausländischen Jugendlichen vor allem aus bestimmten Ländern und Regionen in Verbindung gebracht (importierte Gewalt). Kriminalstatistiken von Professor Kilius aus Zürich zeigen allerdings, dass Jugendliche, beispielsweise aus dem Balkan, in ihrer Heimat nicht so gewalttätig sind wie hier. Es muss also mit dem Kontext, ihrer Situation in der Schweiz zu tun haben (sozial, ökonomisch, politisch, familiär...). Die hier angesprochenen Jugendlichen fühlen sich oft entwertet, nicht ernst genommen, nicht einbezogen in wichtige Entscheide und Handlungen. Partizipation wird zu wenig gewährleistet, so dass sie sich nutzlos fühlen.

Die Risikofaktoren, wie beispielsweise geringe Bildung, beengte Wohnverhältnisse und schlechte gesellschaftliche Integration der Eltern sind entscheidender als die Nationalität oder die Religion. Man muss die sozialen Faktoren berücksichtigen und soziale Kompetenzen wie Empathievermögen, Reflexionsvermögen über das eigene Handeln und über die Folgen schulen und stärken. Die Risikofaktoren für Gewaltbereitschaft liegen insbesondere im engeren Umfeld, in der Familie, in der Schule, bei den Kollegen oder im Individuum selbst. Das soziale Umfeld muss genau analysiert und entsprechend präventiv verändert werden. Statistiken zeigen, dass die Risikofaktoren bei Jugendlichen mit Migrationshintergrund um ein Vielfaches erhöht sind. Dabei spielt besonders die Ausbildungs- und Arbeitssituation der Eltern eine grosse Rolle. Mit der Frage der Risikofaktoren ist auch die Frage der gerechten Verteilung von Gütern und Reichtum mit angesprochen wie auch die Frage der unterschiedlichen Chancen, zu den gesellschaftlich relevanten Gütern zu kommen.

Ein wichtiger Punkt in Bezug auf Gewaltbereitschaft, auch unter Schweizer Jugendlichen, ist der enorme Konsum von Alkohol und Drogen und das Fliehen in eine virtuelle Welt, in der Gewaltanwendung sehr verbreitet ist. Das Fehlen von Sinnhaftigkeit, Struktur, Ordnung und Zukunftsperspektiven sind Ursachen hierfür. Das Fehlen von Erfahrungen der Sinnhaftigkeit wird durch eine Gesellschaft mitgeprägt, die Anerkennung über Leistung, Bildung oder Geld verteilt. Diejenigen, die aus diesen Strukturen herausfallen bzw. nicht mithalten können,

erfahren täglich Nicht-Wahrnehmung und Nicht-Werthaftigkeit. Dies sind Teilursachen dafür, dass Sinnhaftigkeit und Zukunftsperspektiven fehlen und damit auch Struktur und Ordnung der Realität subjektiv keinen Sinn machen.

Die Familie ist der Kern der Identitätsbildung, weil dort die ersten Erfahrungen mit Beziehungen gemacht werden. Viele Familien sind allerdings charakterisiert durch Scheidung, Patchwork, wechselnde Partnerschaften und alleinerziehende Mütter oder Väter. Vor allem die den Risikofaktoren ausgesetzten Familien sind häufig auch durch diese Stressfaktoren mitgeprägt. Neben den Unsicherheiten in den Familienstrukturen kommen Unsicherheiten in den Arbeitssituationen der Eltern dazu, unbefriedigende Wohn- und Lebenssituationen und häufiger Wohnungswechsel. Das hat zur Folge, dass kein Vertrauen in bestehende Strukturen aufgebaut werden kann. Die Schnelllebigkeit von Ordnungen wird wahrgenommen. Es herrschen keine klaren Regeln und Grenzen, keine Sinnhaftigkeit in Bestehendem. Alles ist im Wandel. Die Wahlmöglichkeiten scheinen unendlich gross zu sein. Festlegen und Entscheiden fällt schwer und wird auch nicht vorgelebt. Alles ist erlaubt, solange es Spass macht. Wobei in der Realität für die betroffenen Jugendlichen die Wahlmöglichkeiten nicht in alle Richtungen gleich offen sind, sondern sie subjektiv wie auch objektiv nur in bestimmten Weisen ausgelebt werden können.

Die Werte, die in einem solchen Umfeld entstehen, sind oft geleitet von Eigennutz, Egoismus und dem Wunsch nach Aufmerksamkeit. Sich zu spüren und bei andern etwas bewirken zu können, sind wichtige Grundthemen dieser Jugendlichen. Als für sie real umsetzbare Handlungen und Aktionen erfolgt dann häufig: Aufmerksamkeit erregen durch auffälliges Verhalten, Anerkennung erheischen durch Angsteinflößen und Machtausübung. Fremdes und Andersartigkeit wird als Störung und Bedrohung angesehen und muss somit „bekämpft“ werden. Die Unsicherheit verunmöglicht das Zugeben von Fehlern, weil dies Schwäche bedeuten würde. Konflikte und Meinungsverschiedenheiten können nur „gewonnen“ werden, wenn man Recht behält.

Die Folgen sind zerrissene Persönlichkeiten, die keine Ruhe haben und ständig auf der Suche nach Neuem sind. Diese Unsicherheit und Sinnlosigkeit kann Angst auslösen und führt zu Machtkonstellationen, die sich dann in Gewalt äussern.

In unserer leistungsorientierten Gesellschaft wird oft Identität und Wert mit Leistung identifiziert. Wer keine Leistungen vorweisen kann, keine Bildung, geringe Sprach-, Sozial- und Fachkompetenzen, hat auf dem Berufs- und Bildungsmarkt wenig Chancen. Da dadurch gleichzeitig ein Identitätserwerb (Herstellung von Selbstwert durch Geld), Konsum und Statussymbole nicht möglich sind, fallen solche Jugendliche aus den gesellschaftlich relevanten wert- und identitätsstiftenden Strukturen heraus. Wer hier aus dem Erwartungsraster der gesetzten Norm fällt, wird entwertet. Diese Entwertung wird oft vom Einzelnen übernommen, was zu einem äusserst negativen Selbstbild führt. Wie kann man mit so einem Selbstbild leben? Wie geht man mit dieser Entwertung als gefühlter Wertlosigkeit um?

Entweder man richtet das Gefühl gegen sich selbst, was zu den verschiedensten Formen von Selbstzerstörung führt: Essstörungen verschiedenster Art bis hin zur Flucht in virtuelle Welten, Alkohol und andere Drogen. Die Art der Selbstzerstörung kann geschlechtermässig unterschiedlich aussehen. Oder es richtet sich nach aussen als Gewalt gegen andere.

Die sexualisierte Gesellschaft, in welcher der Trieb der Erotik und Sexualität in Werbung, Medien und Mode pausenlos angesprochen wird, ist für Jugendliche mit ihrer aufbrechenden Sexualität ein nicht zu unterschätzender Grund für Gewaltanwendung als Entladung sexueller Spannung. Dem Zusammenhang zwischen sexueller Reizung und Gewaltanwendung ist

Beachtung zu schenken.

Einseitige Rollenbilder und -erwartungen sind zwar abgeschwächt, aber immer noch verbreitet. Frauen und Männer werden oft einseitig durch ihre Funktionen und durch Leistungserwartungen definiert: Vom Rollenbild her sind Männer mehrheitlich immer noch für den Unterhalt der Familie zuständig. Sie sollen in der Gesellschaft eine gute Position inne und Erfolg in der Arbeit haben und den Kindern ein anwesender Vater sein. Die Frauen sollen den Haushalt sauber erledigen, in manchen Fällen auch Geld verdienen oder sollen eben gerade nicht arbeiten gehen, eine gute Kindererziehung leisten und eine angenehme Ehefrau sein.

Die Gewalt unter Jugendlichen zeigt sich oft in der Öffentlichkeit, während sie im Erwachsenenalter häufig im Versteckten aufbricht. In den vier Wänden als häusliche Gewalt wird sie oft tabuisiert.

2.2 Häusliche Gewalt

Häusliche Gewalt besteht dann, wenn Personen in einer privaten Wohnsituation innerhalb einer bestehenden oder aufgelösten, ehelichen oder eheähnlichen Beziehung physische, psychische oder soziale Gewalt androhen, ausüben, davon bedroht sind oder sie erleiden.

Es ist schwierig, genauere Zahlen zur häuslichen Gewalt zu ermitteln, weil es keine einheitlichen, offizielle amtliche Statistiken zu diesem Bereich gibt, zumindest in der Schweiz. Eine gewisse Dunkelziffer bleibt wahrscheinlich vorhanden. Verschiedene Statistiken und Studien kommen aber zum Schluss, dass ungefähr jede 5. Frau in der Schweiz im Verlauf ihres Lebens körperliche und / oder sexuelle Gewalt erlebt hat, die in den Definitionsbereich von häuslicher Gewalt gehört.

Häusliche Gewalt betrifft grundsätzlich alle gesellschaftlichen Schichten und alle Nationalitäten. Für Migrantinnen ist aber die Situation bei häuslicher Gewalt speziell prekär, da verschiedene Faktoren mitspielen, die eine Anzeige bei der Polizei subjektiv erschweren: häufig ist ihr Aufenthalt in der Schweiz an das Zusammenleben mit dem Ehegatten gekoppelt, sie sind wirtschaftlich vom Mann abhängig und häufig herrschen auch noch traditionelle Rollenbilder vor.

Häusliche Gewalt verursacht bei den Opfern deutliche unmittelbare wie weiterreichende körperliche, psychische und psychosomatische Spuren, in Extremfällen kann es auch zu Tötungsdelikten kommen. Neben den gesundheitlichen kommen meist auch noch soziale Probleme hinzu, da sich Opfer häufig zurückziehen, sich stigmatisiert fühlen und als Folge davon sich sozial isolieren.

Häusliche Gewalt ist deshalb so komplex, weil sie im Versteckten passiert, sich niemand von aussen dafür verantwortlich oder zum Eingreifen kompetent genug fühlt. Komplex ist sie auch deshalb, weil eine enorme emotionale Bindung, Abhängigkeitsstrukturen und Identifikationsmuster herrschen. Häufig identifiziert sich das Opfer so sehr mit dem Täter, dass es das Gefühl hat, zu Recht so behandelt zu werden und selbst schuld zu sein. Es richtet die Aggressionen gegen sich selbst, statt gegen den Täter, und fühlt sich dann bestätigt, wenn der Täter aggressiv wird.

In Bezug auf Familie und Freunde, Wohnung und Finanzen, bestehen ausserdem enge Bindungen und Abhängigkeiten, die nicht einfach aufzugeben sind. So ist es sehr schwierig aus dieser Gewaltspirale auszubrechen. Oft wird dem Täter vorschnell vergeben. Wenn dieser Besserung verspricht, ohne dass das Problem an der Wurzel angegangen wird, wiederholt sich die gewalttätige Handlung nach einer solchen Entspannungsphase.

Falsche Männer- und Frauenrollen in unserer Gesellschaft führen zu falschen Bildern und Erwartungshaltungen, denen man schwer gerecht werden kann und die oft überfordern. Diese Überforderung macht Angst. Um sie loszuwerden, wird sie nach aussen projiziert. Feindbilder sollen helfen, Angst zu überwinden. Gewalt ist immer ein Zeichen von Schwäche, Unsicherheit und Ohnmachtsgefühlen. Macht wird eingesetzt, um andere einzuschüchtern und sich über sie zu erheben, damit man sich dadurch stark fühlen kann.

Auch wenn die Statistiken hervorheben, dass Gewalt „Männersache“ sei, so ist auch die Gewalt von Frauen in den Blick zu nehmen. Kriminalstatistiken erfassen nur bestimmte Formen von Gewalt, nämlich jene, die vom Gesetzgeber mit Strafe bedroht sind. Frauengewalt ist meistens versteckter und defensiver. Sie zeigt sich beispielsweise in Form von Rückzug und Verweigerung, subtiler Manipulation und Schweigen. Frauen neigen tendenziell eher dazu, sich selbst etwas anzutun, statt dem Partner. So wird männliche Gewalt stärker wahrgenommen als weibliche, die sich weniger physisch als psychisch äussert. Die Frage von Täter und Opfer ist als geschlechterspezifische Frage neu und modifiziert aufzunehmen, indem Frauen und Männer je nach Fall differenziert als Täter oder Opfer gesehen werden.

Häusliche Gewalt zerstört und schädigt nicht nur die Integrität der betroffenen Menschen, sie verursacht auch jährlich Kosten von mehreren hundert Millionen Schweizer Franken.

Positiv hervorzuheben ist, dass in manchen Kantonen der Schweiz seit wenigen Jahren von staatlicher Seite häusliche Gewalt inzwischen als Offizialdelikt eingestuft wird, das heisst, Fälle von häuslicher Gewalt werden nicht mehr als Privatsache angesehen, sondern von Amtes wegen verfolgt. Opfer werden gesetzlich besser geschützt. Neben den gesamtschweizerischen Gesetzen gibt es in einigen Kantonen noch weitere Hilfestellungen für Opfer häuslicher Gewalt.

Ein weiteres Problemfeld, das in diesen Bereich hineingehört, ist das Problem der *Kleinwaffen*. In mehr als jedem dritten Schweizer Haushalt sind Waffen vorhanden. Bei häuslicher Gewalt sind verfügbare Waffen ein durchaus gefährliches Drohpotenzial. Es gibt auch Experten, die einen Zusammenhang zwischen der Verfügbarkeit, der Anzahl von Waffen und Tötungsdelikten sehen. Das Thema der Kleinwaffen ist im Zusammenhang der Gewaltanalyse wichtig, allerdings wird von uns in diesem Text nicht näher darauf eingegangen.

3. Werteorientierung: Schalom und Gewaltfreiheit

3.1 Friede als Schalom und Eirene

Die IÖF will den Menschen helfen, Frieden mit sich selbst zu schliessen, aus Selbstzerstörung und zerstörerischen Mächten heraus und in ihre Bestimmung als Befreite ins Leben hinein zu finden. Nur wer selbst in Frieden lebt, kann Friedensstifter im engeren oder weiteren Kreis werden, wobei dies prozesshaft zu verstehen ist..

Die IÖF soll Zeugnis von Gottes Frieden ablegen. Es ist die Gabe und Aufgabe der weltweiten Ökumene, die Position der Kirchen zum Frieden festzustellen und zu stärken, das gemeinsame Engagement in Prozessen der Versöhnung und Friedensstiftung zu vertiefen im Bewusstsein, dass Gottes Friede die Welt hält und erhält- trotz allem Unfrieden (Joh 16,33). Der Friede Gottes ist ein Prozess inmitten von Ungerechtigkeit, Konflikt, Gewalt, Scham und Machtlosigkeit.

Grundlage alles sinnvollen und sinnerfüllten Handelns ist nach der Bergpredigt die Suche und das Streben nach dem Reich Gottes (Mt 6,33). Unsere Handlungen sollen sich nach der Vision einer Welt ausrichten, in der Menschen in der Weise zusammenleben, wie es Gottes Absicht entspricht. Die Vorstellung des Reiches Gottes umfasst auch die Friedensvisionen des Alten Testaments, die im Begriff „Schalom“ als Einheit von Frieden, Gerechtigkeit und Gemeinschaft umfassend zusammengefasst sind (z.B. Jes 32,17).

Gott hat seinen Sohn, Jesus Christus, in die Welt geschickt. Jesus hat sich am Reich Gottes orientiert und uns Menschen durch seine Taten, Reden und Gleichnisse gezeigt, wie wir in seiner Nachfolge verantwortungsvoll mit dieser unvollkommenen Welt umgehen können. Er hat uns vorgelebt, wie Friede auf der Erde möglich ist. Da wo uns Nachfolge im Sinne Jesu gelingt, blitzen Funken von Gottes Reich und seinem Frieden auf (Lk 17,21).

Im Blick auf das Reich Gottes gibt es eine Spannung zwischen dem Präsentischen und dem Zukünftigen, dem Schon und dem Noch-nicht (einerseits Mk 1,15, andererseits Joh 18,36). Arbeit für den Frieden im Horizont des Reiches Gottes muss daher immer prozesshaft sein und kann sich nicht mit statischen Lösungen zufrieden geben. Da sich die Arbeit im Horizont und in Erwartung des Reiches Gottes abspielt, müssen die vorläufig gefundenen Lösungen immer auch unter dem Aspekt der Nachhaltigkeit reflektiert werden. Es muss gefragt werden, wie zukunftsfruchtig diese sind und ob sie neue Wege ermöglichen.

Der Friede Gottes, aus dem die Kirchen leben dürfen und an dem sich die Kirchen in ihrem Handeln orientieren sollen, wird im Folgenden genauer umschrieben.

3.2 Friede durch Problemerkennung und Verstehen

Die biblischen Zeugnisse sprechen von Prozessen, die zur Überwindung von Gewalt nötig sind. Dabei geht es zunächst um das Herstellen eines genauen Problembewusstseins, weil Friede nur da möglich ist, wo der Unfriede erkannt und deren Ursachen benannt werden. Dies zu tun, hat schon etwas Befreiendes in sich (Joh 8,30-36)

Im Alten wie im Neuen Testament gibt es eine vorrangige Option für die Armen, Entrechteten, Schwachen und eine Hinwendung zu den Opfern (Lk 6,20-23). Nächstenliebe wird im Neuen Testament als sehr praktische Opferhilfe verstanden. Gott wird im Alten wie im Neuen Testament als ein Gott beschrieben, der sich auf die Seite der Opfer stellt (5. Mose 10,17-18).

Allerdings soll die Problemanalyse nicht zu vorschnellem Richten und (Ver-)Urteilen führen. Das Gericht kommt Gott alleine zu (Röm 12,19). In diesem Sinne hat auch Jesus vor menschlichem Richten gewarnt und jegliche Anmassung und Überheblichkeit abgelehnt (Mt 7,3-5). Stattdessen ist Jesus ein Weg gegangen, auf dem er zwischen Menschen vermittelt und zu liebender Zuwendung angeregt hat (Joh 8,1-11). So haben wir Menschen die Verantwortung, nicht voreilig Partei zu ergreifen. Anstatt vorschnell Täter zu verurteilen und sich mit den Opfern zu solidarisieren, sollen wir uns um das Verstehen von Hintergründen und Motiven der Tat bemühen. Zwischen dem Täter und seiner Tat muss unterschieden werden. Wie allen Menschen, soll dem Täter Würde und Zuwendung entgegen gebracht werden. Ein Neuanfang muss jederzeit ermöglicht werden (Röm 3,22b-26).

3.3 Friede durch Befreiung

Der Friede Gottes will uns Menschen aus Gefangenschaft und Zerstörung herausführen und uns zu unserer Bestimmung als Befreite ins Leben helfen (Gal 5,1.13). Von solchen Befreiungsereignissen sprechen die biblischen Zeugnisse immer wieder. So erzählen der Exodus aus Ägypten oder die Heilungen Jesu von Vorgängen, in denen Gott sein auserwähltes Volk, und darüber hinaus auch andere Menschen, in die Freiheit führt. Bei

diesem Geschehen geht es um die Befreiung aus Verhältnissen, die nicht lebensförderlich sind. Der biblische Gott will uns aus solchen Strukturen heraus und zum Leben hin führen (Mk 5,1-20).

Die Aufgabe der Menschen ist es, diese Identität als befreite und geliebte Kinder Gottes zu erkennen und anzunehmen. Der Mensch ist Gottes Geschöpf, geliebtes Kind, Befreite, Begnadeter. Bei Gott ist immer ein Neuanfang möglich. Der biblische Gott ist ein Gott der Gnade, Liebe, Freiheit und Barmherzigkeit, der auf das Herz des Menschen sieht und jeden Einzelnen kennt und bei seinem Namen ruft (Jes 43,1). Er liebt bedingungslos und nimmt den Menschen in all seinen Schwachheiten, Ängsten, Hilflosigkeit und Sünden an. Das ist die Norm, die wir setzen können: Den Menschen so zu sehen und ihm so zu begegnen, wie er wirklich ist. Das ist der Weg, den Jesus gegangen ist (Röm 5,6-10).

Als Befreite müssen wir nicht mehr länger Gewalt ausüben und können selber zu Friedensstiftern werden. Das ist unsere Identität als Kinder Gottes.

3.4 Friede durch Gerechtigkeit

In der Bibel wird Friede oft zusammen mit Gerechtigkeit genannt (Ps 85,11; Jes 60,17; 61,3). Gerechtigkeit bedeutet nicht Gleichmacherei, sondern Gleichheit als Gleichwertigkeit der Chancen. Unfriede ist u. a. eine Folge davon, dass sich Menschen ungerecht behandelt fühlen. Gerechte Güterverteilung und ein gerechter Zugang zu materiellen und immateriellen Ressourcen ist Voraussetzung für einen tragfähigen Frieden.

3.5 Friede durch Partizipation

Um den Frieden einer Gemeinschaft zu gewährleisten, müssen alle Beteiligten ihrem Vermögen entsprechend, in das Leben der Gemeinschaft und vor allem in die Entscheidungen mit einbezogen werden. Kinder und Jugendliche bedürfen ihrem Alter entsprechend Mitspracherecht in Familienangelegenheiten, AusländerInnen in der Gesellschaft, arme Länder in der Staatengemeinschaft. Partizipation heisst auch, Verantwortung dafür zu tragen, dass das Leben der Gruppe funktioniert und die Entscheidungen umgesetzt werden. Die Verantwortung stärkt wiederum den Selbstwert der Gruppen.

3.6 Friede durch Strukturen der Sicherheit

Macht ist uns von Gott gegeben, um verantwortlich mit dem umzugehen, was uns anvertraut ist (1. Mose 1,28-31). Macht hat biblisch immer im Dienst für den Anderen zu stehen. Hierarchie als Vorrangstellung, Herrschaft und Privilegium ist nach dem Neuen Testament (Mt 20,20ff) Illusion. Dennoch sind hierarchische Strukturen notwendig für Sicherheit und Schutz.

In der heutigen Diskussion um globalen Frieden spielt die Sicherheit eine grosse Rolle. Solange zwischen Nationen und Völkern keine Sicherheit und kein Vertrauen herrscht, besteht immer latent die Gefahr, dass eine Provokation als Drohung aufgefasst wird, die durch einen Gewaltschlag beantwortet wird. Sicherheit ist auch auf der Mikroebene wichtig.

Sicherheit und Schutz müssen als langfristige Aufgaben verstanden werden, als Aufgaben, die von Nachhaltigkeit geprägt sein sollen. In diesem Verständnis ist der Prävention immer ein höherer Stellenwert einzuräumen als der Repression, da diese als unterdrückende Macht immer auch die Aufgabe der Macht als Dienst verdunkelt. Auch hat Repression eine kurzfristige Wirkung, Prävention hingegen wirkt längerfristig und nachhaltig.

3.7 Friede durch Inklusion

Der Friede als biblisches Ziel ist immer auch mit Inklusion verbunden. Jesu Annahme von

Randständigen (Joh 8,1-11) und sein Aufruf zur Feindesliebe (Mt 5,44) hat nicht nur integrierenden, sondern auch präventiven Charakter. Gewalt kann vermieden werden, wenn Inklusion zur Grundhaltung wird.

3.8 Friede durch verantwortungsvollen Umgang mit Macht

Gott gehört die Macht im Himmel und auf Erden. Das Vertrauen auf Gott und die Orientierung an seiner Macht relativiert alle menschliche Macht. Biblische Erzählungen wollen Herrschaftsstrukturen nicht grundsätzlich abschaffen, warnen aber insbesondere vor der Verkehrung von göttlicher und menschlicher Herrschaft (Mt 22,17-21). Die göttliche Macht muss unbedingt über der Macht der Menschen stehen.

Macht im Sinne von power ist nicht an sich schlecht. Macht ist ein Faktum, denn es gibt keine machtneutralen Situationen. Macht ist nötig, um Verantwortung in Handeln umsetzen zu können. Es braucht einen verantwortungsvollen Umgang mit Macht. Wenn Macht mit Verantwortung verknüpft bleibt, dann wird sie auch gerecht ausgeübt. Aber wenn Macht verantwortungslos angewendet wird, verwandelt sie sich schnell in negative Gewalt und Arme werden zum Beispiel durch ungerechte Richter oder fehlende Rechtssysteme unterdrückt statt geschützt (2. Mose 23, 1-9). Der richtige Umgang mit Macht und Ohnmacht schafft Freiräume, Leben, Entfaltung von Identitäten, Sicherheit, Ordnung, Schutz und Gerechtigkeit. Gott ist ein Gott dieser Gerechtigkeit.

Jedem Menschen ist unterschiedlich viel Macht gegeben, je nach Alter, Position und Rolle in der Gesellschaft. Mit unseren Talenten und Positionen sollen wir so umgehen, dass sie dem Nächsten und der Gemeinschaft dienen (Röm 12,1-21; 1. Petr 4,10). Wo Macht zur Unterdrückung und Manipulation eingesetzt wird, entspricht sie nicht ihrer Intention als Gabe zur Aufgabe (Mk 10,42-45).

3.9 Friede durch Vergebung und Versöhnung

Vergebung ist die christliche Leitorientierung im Umgang mit Gewalt. Vergebung wird von Gott zugesprochen und nur aufgrund von Gottes Vergebung können Menschen einander verzeihen (Eph 4,32). Gerade weil wir um Vergebung wissen, wird es möglich, Schuld einzugestehen. Gott als Stifter von Vergebung und Versöhnung hat uns unsere Schuld vergeben. Durch die Hingabe seines Sohnes sind menschliche Opfer nicht mehr nötig, denn unsere Schuld wird uns von Gott nicht angerechnet (Hebr 9,26b; 10,10.14). Jesus hat sich an diesem liebenden, barmherzigen und vergebenden Gott orientiert. Im bewussten Verzicht auf Rache ist er den Weg der Vergebung und Versöhnung gegangen und hat so die Spirale der Gewalt durchbrochen (Mt 5,38-48; Lk 6,37).

Friede ist immer relational in Beziehung zu Gott, uns selbst und den Menschen um uns herum. Friede als Prozess besteht auch darin, die Wunden der zerbrochenen und zerstörten Beziehungen wahrzunehmen und zu heilen. Dies kann über Vergeltungsverzicht bis im guten Fall durch Vergebung geschehen. Vergebung ermöglicht erst den Ausweg aus der Gewaltspirale. Deshalb ist sie ein sehr zentrales Element in der christlichen Friedensethik. Wo Vergebung geschieht, kann Friede entstehen. Wo Versöhnung und Heilung stattfindet, da hat Gewalt keine Macht mehr.

4. Handeln: Unrecht benennen und vergeben

4.1 Gewalt zur Kenntnis nehmen. Unrecht benennen

Jesus ist in die Welt gekommen. Wir sollen im Hier und Jetzt verantwortungsvoll mit dieser unvollkommenen Welt umgehen, Konflikte nicht scheuen, Wahrheit nicht verschweigen, Unrecht nicht übertünchen, Schmerz nicht verdrängen.

Der erste Schritt des Handelns ist eine genaue Analyse der Problemlage, um die Ursache des Konflikts nicht wertend, sondern deskriptiv zu beschreiben und zu analysieren, wie die dahinterstehenden politischen, wirtschaftlichen, kulturellen und religiösen Mechanismen funktionieren. Täter und Opfer sollen ernst genommen und miteinander in einen Dialog gebracht werden. Unrecht soll nicht verharmlost und die Gewalttat muss klar als Schuld angesprochen werden. Das bedeutet „Trauerarbeit“ leisten über den „Verlust des Paradieses“. Diese Trauerarbeit heisst: Opfern und Tätern eine Stimme geben, die herrschende Sprachlosigkeit in Sprache, Beziehungslosigkeit und Isolation in lebendige Beziehungen, Sinnlosigkeit in Sinn verwandeln, Unwissen in Verständnis, Angst in Vertrauen, Fesseln in Freiheit, Macht in Verantwortung und Schuld in Vergebung überführen.

4.2 Opfer und Täter befreien

Zwischen Tat und Täter ist zu unterscheiden und dem Täter zu helfen, sich als Person nicht mit der Tat identifizieren zu müssen. Wie allen Menschen, soll dem Täter Würde und Zuwendung entgegen gebracht werden. So muss der Täter nicht in der Gewalttat verharren, sondern kann sich als Person für die Annahme seiner Identität als geliebtes Kind Gottes entscheiden. Er kann zu Bewusstheit angeleitet und ihm die Möglichkeit zur Umkehr und zur Vergebung eröffnet werden. Ein Neuanfang muss jederzeit ermöglicht werden.

Auch das Opfer muss die Tat nicht verleugnen. Wenn es die Möglichkeit der Vergebung gibt und damit einen Ausweg aus der Gewalt, dann besteht für das Opfer auch viel eher die Chance, das Unrecht beim Namen zu nennen. Das Unrecht muss nicht mehr tabuisiert werden. Wenn sich das Opfer als Opfer einer Gewalttat sehen, darüber trauern und die verspürte Wut zur Sprache bringen kann, dann ist da auch ein Weg, wieder aus dieser Opferposition heraus zu treten und die eigene Verantwortung im Ganzen wahrzunehmen. Niemand ist nur Opfer oder nur Täter.

Die Zuwendung zu den Opfern und die Solidarisierung mit ihnen ist eine primäre Grundhaltung, die Kirchen einnehmen sollen. Im Wissen, dass wir Menschen immer in Systemen verstrickt, dass Täter in der Regel auch Opfer und dass Menschen nicht losgelöste Individuen sind, sondern im Guten wie im Schlechten aufeinander bezogen, bedingt dies auch, dass wir in einem weiteren Schritt Täter wie Opfer als Teil eines Systems ansehen, das verändert werden muss.

Als Aussenstehende haben wir die Verantwortung nicht voreilig parteiisch zu sein (Jak 3,17-18). Das passiert nur allzu oft, denn es ist viel einfacher, sich mit dem Opfer zu solidarisieren und den Täter zu verurteilen, anstatt sich um das Verstehen des Täters und seiner Hintergründe zu bemühen. Gerade als Kirche, die wir das Gleichwertigkeitsprinzip aller Menschen postulieren und es als Norm zur Bekämpfung von Ungerechtigkeit und Gewalt setzen, dürfen nicht den gleichen Fehler begehen. Dabei ist es wichtig, die Rollen und die Verstrickungen von Täter wie Opfer differenziert und unspektakulär aufzuarbeiten, damit eine Änderung der Situation erfolgen kann.

Wir können als Kirche einen Beitrag dazu leisten, dass es jedem Einzelnen möglich wird, seinen Teil am Konflikt anzusehen und auch zu verstehen. Die Annahme Gottes ermöglicht

diesen Raum, in dem über Schmerzen getrauert, über Unrecht geklagt, Beziehungen in einen Dialog geführt und falsche Rollen und Selbstbilder in echte Identitäten verwandelt werden, Heilung und Befreiung stattfindet.

4.3 Neue Identität entwickeln

Dort wo der Mensch sich als der Befreite erkennt, braucht er nicht mehr Gewalt auszuüben. Dies hängt aber vom Erkennen der wahren Identität ab. Wir müssen uns nicht ein für alle mal als Opfer oder Täter identifizieren, da es die verwandelnde Kraft der Liebe, Vergebung und Annahme gibt. Opfer und Täter können in diesem Licht gesehen werden. Falsche Rollenbilder und Erwartungen müssen von christlicher Seite her hinterfragt werden, denn der Mensch wird aus biblischer Sicht nicht in erster Linie dadurch identifiziert, was er tut, sondern dadurch, was er ist. Das christliche Menschenbild hängt eng mit unserem Gottesbild zusammen.

Zur Überwindung von Jugendgewalt müssen Gefässe geschaffen werden (auch in interdisziplinärer Zusammenarbeit), wo Jugendliche in ihrem Selbstwert aufgebaut, Unterstützung und Bildung angeboten, positive Grundwerte vermittelt und ihnen Aufgaben und Verantwortung zugetraut werden, und wo sie ihrem Frust, Wut und Ängsten Platz machen können. Das bedeutet vor allem auch, risikogefährdete Jugendliche besonders wahrzunehmen und ihnen eine Stimme zu geben, so dass sie von der Öffentlichkeit gehört werden. Es bedeutet auch, ihre Anliegen und Bedürfnisse ernst zu nehmen, ihnen Gestaltungsmöglichkeiten zu geben, Ängste und Vorurteile abzubauen. Als „Volkskirche“ ist Kirche für alle Jugendlichen da, nicht nur für diejenigen, die zu ihr gehören.

Zur Überwindung häuslicher Gewalt müssen Räume geschaffen werden, in denen Männer ihre Rollenerwartungen hinterfragen dürfen, wo Alternativen angeboten und ihre Schuld und die Konsequenzen ihres Handelns angesehen werden, wo aber auch die Opferrolle des Mannes nicht aus dem Blick verdrängt wird. Es müssen Gefässe geschaffen werden, in denen Frauen über ihren Schmerz klagen und ihr Frauenbild und die Erwartungen an sie hinterfragt werden können, wo aber auch die Frage nach der Täterschaft der Frau offen gestellt wird.

4.4 Vergebung ermöglichen

Die Vergebung spielt in der Trauerarbeit von Opfern und Tätern eine wesentliche Rolle. Echter Friede kann dort geschehen, wo die Gewalt beim Namen genannt wird. Das wiederum kann dort stattfinden, wo der Schutzraum der Vergebung gegeben ist. In diesem Schutzraum der Vergebung ist es möglich, das Unrecht beim Namen zu nennen. Hier kann die christliche Friedensarbeit anknüpfen. Opfer müssen das Geschehene nicht verleugnen, sondern dürfen ihre Gefühle aussprechen und können so im Trauerprozess vorwärts gehen. Weil unsere Schuld vergeben ist, müssen wir uns auch nicht hinter unserer Schuld verstecken. Wir können sie loslassen und zugeben. Wir brauchen keine Angst davor zu haben. Der Blick in die Schuld erdrückt nicht, sondern befreit. Durch Vergebung werden wir von unseren Taten freigesprochen.

Vergebung kann die beteiligten Menschen für eine Versöhnung offen machen. Das bedeutet aber nicht, die Gewalttat schön zu reden oder den Schmerz zu verdrängen, sondern sie beim Namen zu nennen und dann loszulassen. Es bedeutet, das Ungute und die Ungerechtigkeit aufzudecken, Transparenz zu schaffen, eine Wurzelbehandlung vorzunehmen, Schuld als Teil des Versöhnungsprozesses aufzuarbeiten, der so zu einem Heilungsprozess wird. Somit sind Konflikte Teil des Friedensprozesses. (Erziehung zu Konfliktfähigkeit)

4.5 Macht verantwortlich einsetzen

Hierarchische Strukturen sind notwendig für Sicherheit und Schutz. Das ist die Funktion von Leitungspositionen und nicht das Ausspielen von Herrschaftsansprüchen. Der Stärkere trägt dabei Verantwortung gegenüber dem Schwächeren. Dieses Prinzip gilt auf allen Ebenen und Gebieten wie Ehe, Familie, Schule, Arbeit, Wirtschaft und Staat. Gerade der Staat ist dazu verpflichtet, mit Macht verantwortungsvoll umzugehen, die materielle Existenz und Rechte seiner Mitglieder zu sichern, die Nutzung von Ressourcen zu ermöglichen und für einen sozialen Ausgleich zu sorgen. Erziehung und Bildung sollen einen verantwortungsvollen Umgang mit Macht lehren.

In der heutigen Diskussion um globalen Frieden spielt die Sicherheit eine grosse Rolle. Solange zwischen Nationen und Völkern keine Sicherheit und kein Vertrauen herrscht, besteht immer latent die Gefahr, dass eine Provokation als Drohung aufgefasst wird. Sicherheit ist auch auf der Mikroebene wichtig. Jugendliche, die sich unsicher fühlen, weil ihr Umfeld ihnen keine Stabilität und Sicherheit gibt, verhalten sich häufig aggressiv. Sichere Strukturen bedeuten ein geordnetes Familienumfeld und klare Regeln und gerechter Umgang miteinander in der Schule, an der Lehrstelle und in den Freizeitaktivitäten.

4.6 Gerechte Ressourcenverteilung fördern

Die Frage der Gerechtigkeit und damit auch der Verteilung von Reichtum, Gütern und Chancen ist ein grundlegendes biblisches Thema. Im Sinne biblischer Gerechtigkeitsvorstellung muss sich Kirche für ethisch vertretbare Verhältnisse einsetzen, beispielsweise bei den Löhnen von Managern, Verwaltungsräten und einfachen, ungelerten Arbeitern. Sie ist auch in diesem Bereich dem Streben und der Suche nach dem Reich Gottes zugeordnet (vgl. Bergpredigt). Durch gerechtere Löhne können bei einigen Familien Risikosituationen vermindert werden.

4.7 Gewaltüberwindung entprofessionalisieren

Die modernen, arbeitsteiligen Gesellschaften sind geprägt von Leistungsanspruch und damit verbunden auch mit bestimmten Konzepten von Professionalisierung und Delegation von Verantwortung an ExpertInnen. Professionalisierung führt in der Regel zu einer Verdrängung von Nicht-Profis und zur Existenz von Profis, die mit bestimmten Befugnissen ausgestattet sind. Die Gesellschaft teilt sich in Experten und Laien.

Es war eine reformatorische Grunderkenntnis, dass eine solche Trennung, damals in Gestalt von Priestern und Laien, vom Glauben her nicht richtig sein kann. In der Tradition dieser reformatorischen Grunderkenntnis muss Kirche auf eine Entprofessionalisierung hinwirken, auf eine Überwindung des Gegensatzes von Experten und Laien. Professionalisierung kann dann nur bedeuten, die jeweilige ganze Gemeinschaft zu stärken, damit diese ihre Konflikte als Teil ihres Systems wahrnimmt und gemeinsam zu überwinden versucht. Professionalisierung heisst dann, der Gemeinschaft ihre Verantwortung bewusst zu machen und ihr diese Verantwortung zurückzugeben.

Spezialisierte Mediatoren und Friedensexpertinnen sind zwar für Analyse, Verhandlung und Konfliktlösung wichtig, aber es darf nicht zum Abschieben der Verantwortung an Experten führen. Professionalisierung als spezielle Rolle einzelner kann in eine Sackgasse führen. Entprofessionalisierung bedeutet auch, einen Teil der Wurzeln der Gewalt, nämlich die Leistungsgesellschaft, wieder zu normalisieren und damit zum Frieden beizutragen. Besonders die Kirchen, die wissen, dass Gottes Macht in den Schwachen mächtig ist, sind in ihrer eigenen Organisation zur Entprofessionalisierung aufgerufen.

4.8 Fehlerfreundlichkeit zulassen

Gewalt überwinden, bedeutet auch, im Umgang miteinander eine Kultur der Fehlerfreundlichkeit zu leben. Etwas, das im Umgang mit komplexer Technik bekannt und nötig geworden ist zur Vermeidung oder Minimierung grosser Risiken. Fehlerfreundlichkeit bedeutet, dass im menschlichen Umgang Fehler als menschliches Versagen einberechnet werden. Fehlerfreundlichkeit ist Teil einer Kultur der gewaltfreien und gewaltüberwindenden Konfliktaustragung. Fehlerfreundlichkeit ist die Grundlage einer möglichen Reintegration von Jugendlichen wie von anderen Gewalttätern.

4.9 Bei sich selbst beginnen

Wege aus der Gewalt beginnen aus biblischer Sicht bei sich selber. Die Versöhnung mit sich selbst, das Eingestehen der eigenen Schwächen, das Anerkennen der Hilflosigkeit und das Aufdecken der eigenen Schuld, verändert und befreit den Blick für den Nächsten. Die Liebe Gottes, in Form von Zuwendung, Annahme und Vergebung, hat die Kraft zur Durchbrechung der Gewaltspirale. In der Orientierung an dieser bedingungslosen Liebe, sind wir alle aufgerufen, den ersten Schritt in Richtung Gewaltüberwindung zu tun. Das ist es, was die Kirche in ihrem Glauben und in ihrem Handeln durch aktiven Einsatz zum Ausdruck bringen kann und soll.

Anhang

Die Europäische Ökumenische Versammlung „Frieden in Gerechtigkeit“ 1989 in Basel hat wesentliche friedensethische Einsichten und Empfehlungen formuliert. Einige seien in Erinnerung gerufen:

72. Als Delegierte aus europäischen Kirchen und im Gehorsam gegenüber dem Evangelium:

Betrachten wir es als Skandal und Verbrechen, daß jährlich Millionen von Menschen in einer Welt verhungern, die genügend Güter hat und genug Nahrungsmittel für alle haben könnte;

verpflichten wir uns, unsere Ressourcen miteinander zu teilen;

verpflichten wir uns, bevorzugt für die Armen, Unterdrückten und Machtlosen einzutreten.

Wir werden uns für eine neue Weltwirtschaftsordnung einsetzen.

76. *Wir betrachten es als lebenswichtig zu erkennen*, daß die Schätze dieser Erde mit den kommenden Generationen und dem zukünftigen Leben zu teilen sind. *Deshalb verpflichten wir uns zu einem neuen Lebensstil in unseren Kirchen, Gesellschaften, Familien und Gemeinden.*

84h) Als weiteres Anwendungsgebiet *fordern wir insbesondere ein Verständnis von Arbeit*, bei dem Frauen und Männer gleichen Zugang zu allen Tätigkeiten haben und jeder seinen oder ihren rechtmäßigen Anteil bekommt, ohne daß die Arbeitnehmer oder die Schwächsten in der Gesellschaft, wie junge Frauen mit Kindern, ältere Menschen, Flüchtlinge und Wanderarbeiter, ausgebeutet werden. Dazu könnte auch gehören, daß Arbeitsstellen geteilt werden und gleichzeitig ein Mindesteinkommen für alle Mitglieder der Gesellschaft garantiert wird, ob sie Arbeit haben oder nicht. Dazu gehören auch Maßnahmen, die es Menschen ermöglichen zu arbeiten, während sie für eine Familie sorgen. Die Sorge für Kinder, für ältere und für behinderte Menschen sollte als wichtige und durchaus sinnvolle Tätigkeit gewertet werden, die Anerkennung durch die Gesellschaft verdient.

84 l) *Wir fordern die Kirchen auf*, zu erkennen, daß *Flüchtlinge* und *Wanderarbeiter* ihre Heimatländer innerhalb und außerhalb Europas verlassen, entweder weil ihre wirtschaftliche Situation hoffnungslos ist oder weil sie Opfer politischer, gesellschaftlicher oder religiöser Unterdrückung sind. Wir verlangen die Abschaffung aller Restriktionen gegen diese Menschen. Wir rufen alle europäischen Christen dazu auf, sie als Brüder und Schwestern auf und anzunehmen und auf Änderung in der Gesetzgebung, der öffentlichen Meinung und dem Verhalten hinzuwirken, damit sich ihre Lage verbessern kann.

Außerdem wollen wir auf das Schicksal von Millionen von Flüchtlingen und Heimatvertriebenen in anderen Kontinenten aufmerksam machen. Sie sind Opfer von wirtschaftlichen, politischen, sozialen und umweltbedingten Veränderungen oder von Gewalt. Europäische Kirchen und Christen sollten alles in ihrer Macht Stehende tun, um die Grundursachen für ihre schlimme Lage zu beseitigen und unverzüglich Hilfe zu leisten.

87 j) *Alle fordern wir auf*, einen *neuen Lebensstil* annehmen, der der Umwelt so wenig Schaden wie möglich zufügt. Das bedeutet: weniger Energie verbrauchen, öffentliche Verkehrsmittel benutzen und weniger Abfall erzeugen. Kommunalverwaltungen können eine „ökologische Buchführung“ einführen. Wir müssen lernen, daß unser Glück und unsere Gesundheit weniger von materiellen Gütern abhängen als von den Gaben der Natur und von unseren Mitgeschöpfen, von menschlichen Beziehungen und von unserer Beziehung zu Gott.

Quelle: Frieden in Gerechtigkeit. Die offiziellen Dokumente der Europäischen Ökumenischen Versammlung 1989 in Basel, Basel/Zürich 1990, 198.